

Zeitschrift:	Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen
Band:	27 (1956)
Heft:	5
Artikel:	Ursachen des Schwesternmangels
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-808126

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heute unter ganz bestimmten Voraussetzungen in vielen Fällen durchaus heilbar. Dr. Landolt, der Chefarzt der epileptischen Anstalt in Zürich, bejaht mit der gebotenen Vorsicht die Möglichkeit einer Heilung von Epileptikern in etwa 70 Prozent der Krankheitsfälle, doch wird die Zahl der Geheilten von Jahr zu Jahr grösser. Die Heilbarkeit hängt von der Form der Epilepsie ab. Für den Erfolg der Behandlung sind freilich drei Faktoren massgebend: der Patient muss während mehrerer Jahre, zuweilen sein Leben lang, die verordneten Medikamente regelmässig einnehmen; er muss den Alkohol gänzlich meiden und er muss — was ebenso wichtig ist — regelmässig und genügend schlafen. Die Stunde des Zubettgehens muss der fixierte Punkt im Tageslauf des Epileptikers sein und bleiben. Ob und wann mit dem Einnehmen der Medikamente aufgehört werden kann, darf allein der Arzt entscheiden. Hier aber stösst man bei der Behandlung von Epileptikern oft auf eine ganz typische Schwierigkeit: wenn die Kranken längere Zeit ohne Anfälle geblieben sind, unterlassen sie es, das Medikament zu nehmen, und dann gibt es immer wieder Rückfälle. Die Patienten sollten darum unter ärztlicher Kontrolle bleiben, auch wenn sie im übrigen ganz «normal» leben. Ueberdies sind Epileptiker besonders «anfällig» für die ebenso gutgemeinten wie törichten Ratschläge von Freunden und Bekannten, die ihnen nahelegen, statt der ärztlich verordneten Medikamente lieber alte «probate» Hausmittel, wie Wickel und dergleichen anzuwenden. Auch der Fall des Mädchens, das sich von einer «erfahrenen» Nachbarin beschwatschen liess, sich sämtliche gesunden Zähne ausreissen zu lassen, weil es nur so das Uebel ein für allemal loswürde, steht keineswegs vereinzelt da.

Epileptiker im Berufsleben

Ein anderer, vielfach verbreiteter Irrtum ist, dass Epilepsie sich unweigerlich mit Geisteskrankheit verbindet. Es kann dies der Fall sein, braucht aber keineswegs zuzutreffen. Unter den Geisteskranken in der Schweiz gibt es 10 Prozent Epileptiker. Wohl aber finden wir unter den Epileptikern neben zahlreichen normal Begabten nicht selten überdurchschnittlich talentierte und künstlerisch begnadete Menschen. Man braucht nur an manche bedeutende Persönlichkeit zu erinnern: Julius Cäsar, Van Gogh und Dostojewskij, der in seinem berühmten Roman «Der Idiot» wohl die meisterhafteste Schilderung eines epileptischen Anfalls sowie der Geistes- und Seelenverfassung des Epileptikers gegeben hat. So mancher ehemalige Patient einer Anstalt für Epileptische besucht das Gymnasium, studiert und bewährt sich aufs beste in seinem Beruf und seinem persönlichen Dasein. Freilich hängt dabei auch sehr viel von den familiären Lebensumständen und vom Milieu ab. Praktisch üben Epileptiker fast jeden Beruf aus; und in der Zürcher Anstalt für Epileptische arbeiten die Patienten in allen Handwerken mit Ausnahme der Bäckerei und Spenglerei. Besonders günstig wirkt sich die Tätigkeit in der Gärtnerie und Landwirtschaft für die Gesundheit der Patienten aus. Epileptiker sollten tunlichst einen Beruf ausüben, in dem sie nicht gefährdet sind, falls sie gelegentlich bei der Arbeit von einem Anfall überrascht werden. Ebenso wichtig aber ist, dass sie in ihrem Arbeitsmilieu Verständnis und Wohlwollen finden, sind doch diese höchst sensiblen, von innerer Einsamkeit besonders

gefährdeten und darum in gesteigertem Masse anlehnungsbedürftigen Menschen häufig unberechenbaren Schwankungen, Misstimmungen und seelischen Bedrückungen unterworfen. Es ist darum für viele Epileptiker nicht leicht, eine passende Arbeitsstelle zu finden, und es wäre dringend zu wünschen, dass noch mehr einsichtsvolle Arbeitgeber sich bereit fänden, diesen vom Schicksal benachteiligten Menschen eine sinnvolle Betätigungsmöglichkeit zu bieten.

Es dürfte noch viel Aufklärungsarbeit vonnöten sein, um die irrgen Meinungen über Epileptiker und Epilepsie, aber auch die falsche Scham vor dem Eingeständnis dieses Leidens zu beseitigen. Wesentliche Hilfe leistet dabei die Schweizerische Vereinigung «Pro Infirmis», die im Rahmen ihrer Aufgabe der Pflege und Unterstützung körperlich und geistig Gebrechlicher Jahr für Jahr zahlreichen epileptischen Kindern und Erwachsenen Beobachtungs- und Kuraufenthalte, ambulante Behandlung und fürsorgerische Betreuung ermöglicht und darüber hinaus auch Plazierungen an Lehr- und Arbeitsstellen vermittelt. Vergessen wir nicht: es sind mindestens zwanzigtausend Menschen unter uns von diesem Leiden befallen. Wer darum eine «Pro Infirmis»-Patenschaft übernimmt, dient einem notwendigen und schönen Werk.

a. s.

Ursachen des Schwesternmangels

In England — dem Land des verstaatlichten Gesundheitswesens! — fehlt es an Krankenschwestern wie überall; vielleicht noch mehr als anderswo. Von den Krankenschwester-Schülerinnen scheidet ein Drittel wieder aus, bevor das Examen stattfindet. Von diesen Austretenden gehen aber nur ca. 25 Prozent in die Ehe. Die übrigen geben die Laufbahn aus andern Gründen auf. Die zuständige britische Behörde bemerkt dazu:

«Schon 1947 hatte die Arbeitsgemeinschaft für die Anwerbung und Ausbildung von Schwestern als wichtigste Ursache für den Abgang während der Ausbildungszeit genannt, dass die Schwesternschülerinnen sich mit der Disziplin, wie sie im Krankenhaus ausgeübt werde, und mit der Haltung der älteren Schwestern nicht abfinden könnten und dass schlechte Beköstigung, Länge und Intensität der Arbeit, schlechte Unterbringung und ungenügende Bezahlung als zusätzliche Faktoren wirkten. Zwar hätten sich seit dieser Feststellung die materiellen Verhältnisse wesentlich gebessert, jedoch sei auch der Standard ausserhalb des Krankenhauses nicht stehengeblieben, und nach wie vor klaffe eine Lücke. Solange die Ausbildungsbedingungen in den Krankenhäusern nicht erheblich verbessert würden, damit sie den Vergleich mit Ausbildungsmöglichkeiten an anderen Stellen aushielten, müsse weiter mit einem extrem hohen Abgang von Schülerinnen gerechnet werden.»

Aus einer Statistik aus USA lässt sich entnehmen, dass nur etwa 49 Prozent der Schwestern, die das Examen ablegen, noch nach fünf Jahren in ihrem Beruf arbeiten. Daraus ist zu folgern, dass wenn durchschnittlich 66 Prozent der neuen Schülerinnen später das Examen ablegen und 49 Prozent der examinierten nur fünf Jahre im Beruf bleiben, nicht mehr als 33 Prozent der die Ausbildung beginnenden Schülerinnen von dauerhaftem Wert für die pflegerische Versorgung in den Krankenhäusern sind.